

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 140. Bromberg, den 20. Juni 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der weite Fabrikhof war vereinsamt, der Abend milde, nachdem der Herbsturm vorübergezogen, wenn auch noch Wolken über den Himmel jagten und von Zeit zu Zeit den Vollmond verdunkelten. Wie riesenhafte Gespensterfinger ragten die mächtigen Schornsteine rings umher in die Luft, schwarz lagen die wuchtigen Fässerstapel in Reih und Glied. Hie und da brannte eine Laterne, und der süßliche Duft aus der Mälzerei lag über dem Hof.

Josepha hatte fast vergessen, daß es ein fremder junger Mann war, ein Mensch, vor dem sie von vornherein eine unwillkürliche Abneigung hatte, weil er sie immer verfolgte. Sie saßen auf einem Faß, und es tat ihr wohl, zu sprechen. Besonders von Xaver, den sie immer wieder ihren Verlobten nannte. Wastel hörte ganz still zu und pfiff leise vor sich hin. Als Josepha schwieg, nachdem sie alles, was in Pontresina geschehen und allen Jammer dieses Tages sich vom Herzen geredet hatte, lachte der junge Mann plötzlich kurz und hell auf, so daß sie emporsprang und ihn verständnislos ansah.

„Dös ist was Neues! Der Wastel bei einem hübschen Madel als Beichtvater! Na! Erschrecken S' net! Ist schon recht! I bin schon a Draufgänger, aber ein so schlechter Kerl bin ich net, daß ich an andern sein Madel wegschnappe. Kommen S' nur ruhig morgen zur Arbeit, ich werd schon dem Vater a Wörtel sagen. Und wann S' an Rat oder Hilf brauchen, ich bin da."

Josepha war aufgestanden und sah vor sich hin, sie hatte Angst, Wastel könnte, nun er alles wußte und sie sich ihm vollkommen in die Hände gegeben, einen Dank — eine Gegenleistung — von ihr verlangen. Auch der junge Mann hatte seinen Platz verlassen und stand dicht neben ihr. Sie fühlte, wie seine Brust arbeitete, fühlte die Wärme, die seinem Körper entströmte, unwillkürlich bog sie den Kopf zur Seite, denn ein häßlicher Biergeruch kam ihr entgegen.

„Brauchst ka Angst net vor mir haben, wann i dich a gern amal in meine Arme nehmen möchte, — aber nach dem, was d' mir erzählt hast, bist kein Freiwild mehr, kannst ruhig sein, werde mit Vater sprechen, er wird schon ein Auge zudrücken."

Josepha hörte aus seinen Worten nur das vertrauliche „Du". Es wäre sonst gewiß nichts dabei gewesen, denn hier duzten sie sich fast alle untereinander, aber gerade jetzt, wo Wastel es doch sonst nie getan, überfiel sie wieder eine große Angst, er könnte seine Worte anders meinen und wollte sie nur willfährig stimmen.

„Ich — ich dank Ihna schön, so recht von ganzem Herzen dank ich Ihna, — und nun — nun wollen wir lieber wieder gehen — es könnte der Inspektor kommen, und es wäre doch sehr peinlich, wann der uns derwischen tät."

Sie versuchte so gut sie konnte, ihre Heimatsprache zu vertuschen, wollte, so schwer es ihr auch fiel, hochdeutsch sprechen, glaubte dadurch eine Wand zwischen sich und Wastel zu ziehen; ihre geliebte Sprache, die sie so eng mit der Heimat verband, gehörte nur ihrem Xaver. Xaver — mit tödlichem Schreck dachte sie an ihn. Was würde er dazu sagen? — Sie, — seine Josepha, mit einem fremden Mann, von dem sie wußte, daß er bis über beide Ohren in sie verliebt war, wenn auch nur in beharrlicher Sinnlichkeit, — sie befand sich hier in dem fast ganz dunklen Fabrikhof und dicht an sie gedrängt der glühende Körper des jungen Menschen, der nur darauf zu warten schien, um sich wie ein Tiger auf sein Opfer zu stürzen.

Sie stand einen Augenblick mit geschlossenen Augen gegen ein hohes Gerüst gelehnt, an dem die Fahrstühle mit den Malz- und Bierfässern während des Tages auf und niederglitten.

Wenn anstatt Wastels ihr Xaver vor ihr stände, ein warmes brennendes Gefühl durchströmte ihren Körper, eine Art von Schwindel überfiel sie. Ein unendliches Glücksgefühl bei dem Gedanken, ihn wiederzuhaben, ihn umarmen und küssen zu können, ließ Josepha alles um sie herum vergessen, unwillkürlich breitete sie die Arme aus, als könnte sie der geliebte Mann, nach dem sie sich in den furchtbaren schlaflosen Nächten so heiß gesehnt hatte, sie an sich drücken und nie mehr von sich lassen.

Wastel sah Josepha wie ein Wesen aus einer anderen Welt an; was ging in dem jungen Ding vor? Dieses ganze Gebahren schien doch fast, als wäre auch er ihr nicht gleichgültig, als vertusche sie nur ihre Zuneigung aus Scham? War dieses Mädchen wirklich noch so rein und unverdorben? — Gab es in dieser Zeit überhaupt noch so etwas?

Warum lehnte sie sich an den Eisenpfeiler — warum schloß sie die Augen, was für ein seliger Glanz lag auf ihrem Gesicht? — Nur zu genau kannte Wastel das Zittern, das Abwehrende und doch wieder Hingebende eines verliebten Mädchens, dieses Spielen, wie es die Katze mit der Maus tut, — also hatte er sich in Josepha doch nicht geirrt? — War sie auch nicht anders als die anderen alle, die ihm gehört hatten?

Mit zwei Sprüngen stand er dicht neben Josepha, jetzt war es um seine Beherrschung geschehen. Mit raschem Griff hob er die sich wehrende Gestalt empor, drückte sie fest gegen sein Gesicht, flüsterte heiße, verliebte Worte und ließ sie wieder zur Erde gleiten. Dann bog er ihren Kopf, von dem längst die Kappe herabgefallen, zurück. Der lose Haarknoten hatte sich vollends gelöst, und in langem, herrlichem Schwarz floß das Haar um die wortlos ringende Gestalt.

Er versuchte, Josepha zu küssen, und je mehr sie ihre Kräfte anspannte und versuchte, sich seiner Umarmung zu entwinden, desto mehr hinderte sie das gelöste Haar, das beide umstrickte wie mit feinen Ketten. Endlich bekam sie den Arm frei und — eine kräftige Ohrfeige fiel auf Wastels Wange! Erschrocken ließ dieser von ihr ab, das Mädchen schlüpfte unter seinen Armen hindurch, rannte über den Hof, schlug gegen die Pfeiler der Fahrstuhlgerüste, stürzte, sprang wieder auf, lief durch den fast dunklen Hausflur, sprang eine winklige, enge Treppe empor, zog hastig den Schlüssel aus ihrer Tasche, öffnete die Tür, huschte hinein, riegelte ab und lehnte dann, hochaufatmend, am Türpfosten in ihrer kleinen Stube.

Sie hatte dem Sohn ihres Brotgebers eine Ohrfeige gegeben, — das stand fest, — nun hatte sie den einzigen

Menschen, der ihr helfen wollte — und auch konnte — für immer von sich gestoßen, denn, das fühlte sie, so etwas vergißt ein Mann nie. — —

Wastel stand, als Josepha ihn fluchtartig verlassen, einen Augenblick wie verdonnert mitten im Fabrikhof. Seine Hand unwillkürlich gegen die mißhandelte Wange gepreßt.

„So an Satan", murmelten seine Lippen. „So ein Teixerl —dös hätt i der dummen Kröt nie zugetraut. Aber Temperament hat dös Madel. Gebissen hat's mi, glaub i, a noch. — Aber weh tut dös net! — Teixerl, — Teixerl — Wastel, — Wastel — dös schaut schlimm um di aus! Bei jeder anderen Dirn wärst vor lauter Zorn aus der eigenen Haut gefahren — und hier — stehst halt da wie a verliabter Kater und möchtest am liebsten die Backe noch streicheln, die dös sakrische Mädel gezüchtigt hat."

Noch leise vor sich hinschnauzend, trottelte er langsam durch den Hof.

*

Als Josepha das Zimmer verlassen wollte, wurde mit harten Schlägen gegen die Tür geklopft. Einmal — zweimal.

Einen Augenblick stand das Mädchen wie erstarrt, der Koffer war ihr aus den Händen gefallen, die wie leblos am Körper hingen.

Die Polizei!

Wie ein eisiger Strahl durchfuhr es ihren Körper.

Die Polizei, natürlich. Wastel hatte sie in seiner Wut der Polizei gemeldet!

Wieder wurde hart gegen die Tür geklopft, und nun hörte Josepha die Stimme der Wirtin:

„Machen S' auf, verstellen Sie sich net, — ich weiß, daß Sie sich im Zimmer befinden, öffnen S' sofort, sonst hole ich die Polizei!"

Alle Angst war von Josepha gewichen, einmal mußte es ja kommen. Mit ruhigem Griff schob sie den Riegel zurück und stand dem keifenden Weibe gegenüber.

„Also so „Eine" san Sie? — Tun, als ob S' ka Wässerle trüben könnten und drucken sich heimlich im dunklen Hof mit dem Wastel herum?"

„Sie irren sich, dös war net der Wastel!"

Sie wußte selber nicht, warum ihr das so herausfuhr, aber sie hatte so ein Gefühl, als müßte sie das sagen, vielleicht war der Wastel doch noch anständiger als mancher andere, und vielleicht sprach er trotzdem mit seinem Vater, daß sie bleiben durfte.

Sie mußte also vorläufig den Schein wahren, ihn nicht blamieren und bloßstellen. „Aha, — noch einen Freund? — Ist also der arme Kerl im Gefängnis schon vergessen und schon a Nachfolger da? — Dacht ich's doch glei, — na, dös wird ja den Wastel interessieren, wann ich ihm dös erzählen tu. — Nu aber raus — im Fabrikhof können S' meinetwegen treiben, was mögen, aber mei Haus muß ich rein halten. — Hier, nehmen S' Ihr Kofferl, da ist dös Türle, und nun schauen S', wo der Zimmermann a Loch gelassen hat!"

Mit diesen Worten drückte sie Josepha den Koffer in die Hand, öffnete weit die Tür und schob sie durch dieselbe.

„Dös Geld, was Sie mir vorausgezahlt haben, können S' sich bei mir morgen abholen, net geschenkt möcht ich von Ihna etwas — von so einer Rumtreiberin, die net amal a Achtung vor dem Bräutigam im Gefängnis hat!" —

Mit lautem Knall flog die Tür hinter ihr zu.

Josepha rannte wie gejagt die Treppe hinunter und durch den langen Hausflur auf die Straße.

Plötzlich fühlte sie sich am Arm gefaßt: erschrocken wandte sie sich um. Sie starrte in das verlegene Gesicht Wastels.

„Josepherl, rennen S' net so narrisch, ich — ich muß mit Ihna reden, aber wann S' weiter so rasen, kann i ka Sterbenswortel sagen, man kann gar nimmer schnaufen."

„Ja, — ja — sans S' mir denn net bös?"

„Ihna bös, — ah, Sie meinens wegen der —."

Er holte aus und markierte die Ohrfeige, denn nie hätte er dieses Wort aussprechen können.

„Eigentlich müßte ich ja so recht grantig sein, aber ich mein halt, Schuld trag i halt a — und wann S' schweigen könnten — und die Sach für sich behalten — dann könnte alles unter uns bleiben, und alles wäre wie zuvor."

Josepha war stehengeblieben und schaute Wastel in sein Gesicht, das er zur Seite neigte, um von ihrem forschenden Blick nicht getroffen zu werden.

„Die Wirtin hat Ihna wohl außigeschmissen?"

„Ja, dös hats allerdings tan."

„Und was wollen S' jtzt beginnen?"

„Woaß net — am liebsten lauf i ins Wasser."

„Aber, Fräulein Josepha, so a böser Gedanke darf Ihna net kommen. Wissen S' was, i kenn da die Frau von einem russischen Faßwäscher, der bei Vatern angestellt ist, die Frau hilft meim Mutterl manchmal in der Kuchel, wann S' wollen, bring i Sie zu dem Ehepaar, sie haben net weit von hier a kleine Wohnung, die Frau gibt immer ein Zimmer ab, vielleicht hats gerade frei, und Sie könntens einziehen?"

„Aber wovon sollt i denn das Zimmerl bezahlen?"

„Na, i denk halt, Sie bleiben in der Brauerei."

„Ja — ja, — wollen S' denn trotzdem mit Ihrem Vater reden? Und dann die Kantinenwirtin, die an bösen Haß auf mit hat, die wird mir ka Ruh lassen."

„Dös lassen S' nur meine Sorge sein, kimmen S' schnell, denn sonst ist dös Ehepaar schon zu Bett."

„Und — und, Herr Wastel —."

„I weiß schonst, was sagen wollen, Josepha, aber lassen S' nur gut sein, die — die Ohr —, i mein die Liebkosung — hab i bald wieder verschmerzt, heut will i Ihna nur helfen."

9.

Des Braumeisters Sohn ging eine Weile wortlos neben Josepha, mit der Hand zeigte er immer, wenn die Straße oder Gasse eine Biegung machte, wo der richtige Weg weiterging.

Die Straßenlampen flammten wie Irrlichter, die Gassen wurden immer schmäler und enger. Dann ging es wieder vorbei an hellerleuchteten Kaffees und darauf wieder durch dunkle Häuserviertel. Katzen und herrenlose Hunde sprangen ihnen über den Weg. Unwillkürlich faßte das verängstigte Mädchen seinen Arm.

„Ja, in München lernt man sich nie so recht aus."

Weiter ging es über einen Platz, dann noch einmal in eine dunkle Gasse hinein, durch geöffnete Türen hörte man ferne Stimmen, lärmende Musik tönte ihnen entgegen. Sie kamen an einer Kneipe vorbei, wimmelnde Menschen drängten sich um die Schenke, tranken, schwatzten und lachten und schrien wild durcheinander. Durch die offene Tür drang der Gestank von schlechtem Tabak und Bier, der blaue, dicke Rauch verfing sich in dem Laternenschein und ließ sonderbare, schemenhafte Gebilder vor Josephas Augen erscheinen. Grelle Musik paukte über dem Ganzen.

Aber herrlicher Abendschein leuchtete über der Stadt, von den Türmen klangen die Glocken hundertfach, das junge Mädchen faltete unwillkürlich die Hände, auch Wastel riß in alter Gewohnheit die Mütze vom Kopf.

Plötzlich überfiel Josepha eine grenzenlose Sehnsucht nach den Bergen, wie weich und leise klang im Vergleich das kleine Bergglöcklein hoch oben in Pontresina. Aber tapfer schritt sie neben dem Burschen her. Endlich stand Wastel still.

„Hier san wir."

Sie starrte auf eine kleine Bogentür, durch die der Bayer gegangen, schüchtern folgte sie ihm die knarrende Stiege hinauf. Es ging einen fast dunklen Korridor entlang, Wastel mußte sie bei den Händen fassen, sonst wäre sie gestürzt, dann öffnete sich eine Tür lautlos in ihren Angeln.

Josepha hob die Augen und versuchte durch das Dunkel irgend etwas zu erkennen, ihr war, als ob sie träumte, als hätte sie einen Schlag vor die Stirn bekommen — —.

Sie hörte singen, — eine ganz leise, süße, weiche melancholische Frauenstimme klang durch den Raum. Dazwischen tickte eine alte Wanduhr irgendwo, leise, huschende Schritte liefen hin und her, gedämpftes Sprechen und dazwischen immer wieder diese klangvolle weiche Stimme, die Josepha fast zu Tränen rührte.

Ewig hätte sie so stehen und diesen Tönen lauschen mögen.

Wastel in seiner gesunden Art hatte keinen Sinn für diese weiche Regung, die in Josepha vorging, mit hartem Schlag schlug er mit seinem Stock dröhnend auf den Fußboden. — Die Stimme hörte sofort in ihrem Gesang auf, eine Nebentür wurde geöffnet, man sah in einen kleinen, behaglich eingerichteten Raum, sah eine schlanke Frauengestalt unter einer Gaslampe stehen, der Schein derselben fiel in das Zimmer, in dem sich Wastel mit Josepha befand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reisedecke.

Heitere Skizze von **Tito Colliander.**

(Aus dem Finnischen übertragen von Karin Reitz-Grundmann.)

Es war eine Reisedecke, die den Tropfen zum Überlaufen brachte bei Herrn und Frau Fieber. Die Reiselust saß schon lange in ihnen, und es war vorgekommen, daß der Mann seine Frau mitten in der Nacht weckte und flüsternd sagte: „Nun weiß ich, wohin wir reisen! Nach Korsika — hörst du — nicht wahr? Ich las gerade eine Reisebeschreibung von Korsika..."

Und schläfrig hatte die Frau zurückgeflüstert: „Ja aber, wollten wir nicht nach Norwegen?"

Am Morgen sahen sie dann natürlich ein, daß es keine Möglichkeit gab, überhaupt zu reisen. Reisen war ein teures Vergnügen. Wo sollten sie Brita, ihre kleine Tochter, solange lassen? Ja gewiß, bei Tante Klara — aber... wenn nun irgend ein Unglück eintraf, wenn jemand in der Familie krank wurde — dann würde man das Geld, das man zusammengespart hatte, zu anderen Dingen brauchen.

Alle diese Bedenken hinderten freilich Herrn Fieber nicht daran, hin und wieder im Reisebureau nach den Preisen zu fragen. Einer der Angestellten kannte ihn bereits und fragte stets mit zuvorkommendem Lächeln: „Na, wohin wollen Sie denn nun fahren, Herr Fieber?" Und Herr Fieber antwortete etwas befangen: „Nein, sehen Sie, ich wollte Sie nur fragen, wie kommt man am billigsten nach Barcelona? Und wenn man von dort zu den Kanarischen Inseln will, welchen Weg nimmt man am bequemsten?"

Hatte Herr Fieber alle Aufklärungen erhalten und sie genau notiert, sagte er: „Ich komme später wieder. Wir gedachten nämlich..."

Das nächste Mal fragte er nach den Hotelpreisen in Konstantinopel. Ob die sehr hoch seien? Oder wie lange die Seereise von Kopenhagen nach Reykawik dauere — „Ach so, von Bergen aus muß man fahren? Vielen Dank, sehen Sie, wir gedachten..."

Er hatte auch eine Karte mit allen Eisenbahnwegen, Dampferrouten und Fluglinien gekauft, die es in Europa gibt; er und seine Frau nahmen die Listen oft vor, und die reizende Frau Hedwig sagte dann: „Später, wenn wir reisen, streichen wir alle Orte durch, wo wir gewesen sind. Findest du nicht auch?"

„Ja, das wollen wir machen", antwortete ihr Mann und holte den Packen Broschüren herbei, die er so nach und nach auf dem Reise bureau bekommen hatte.

So waren ein Jahr und noch eins vergangen, und die Reiselust hatte noch zugenommen. Aber die Bedenken blieben ebenso groß, und die Summe auf dem Sparkassenbuch wuchs so langsam, so langsam . . .

Wie in aller Welt kam nur Tante Anna darauf, ihnen eine Reisedecke zu schicken? Sie war zwar gebraucht, aber sehr hübsch kariert und leicht und weich, genau so eine Decke, wie man brauchte, wenn man in einem Liegestuhl an Deck eines Dampfers saß. Als die Reisedecke aus dem Papier hervorkam, starrten Frau Hedwig und ihr Mann einander lange an. Eine richtige Reisedecke! Ach... ach...

„Das ist ein Schicksalswink", sagte Herr Fieber, und seine Stimme klang gepreßt, so aufgeregt war er.

„Aber du mußt bedenken..." warnte Hedwig.

„Ja, ja, ich bedenke schon." Und er eilte zum Reisebureau. Nach einer Stunde kam er mit einer Menge Prospekte wieder, und nun begannen sie zu berechnen und zu planen und zusammenzuzählen — ernstlich. Es mußte eine Seereise werden, etwas anderes kam gar nicht in Frage, denn die Reisedecke sollte ja zur Verwendung kommen!

„Denk nur — da sitzen wir zusammen. Du blätterst in einem Buch. Ich rauche, die Sonne scheint, aber der Seewind ist frisch, und du hast die Decke über deine Füße gebreitet — denk mal! Und der Dampfer stampft, und kleine Möven schweben umher und — ach —!"

Es wurde natürlich weder Konstantinopel noch die Kanarischen Inseln, sondern eine Ostseereise, eine Gesellschaftsreise mit Aufenthalt in Stockholm, Visby und Kopenhagen. Sie packten fiebrig und machten, wie Tante Klara behauptete, ihrem Namen Ehre.

Und dann saßen sie im Liegestuhl an Deck eines weißen, stattlichen Dampfers. Die Sonne schien, aber der Seewind blies frisch, die Möven schwebten über dem Kielwasser hin. Nun war die Stunde der Reisedecke gekommen. Nun sollte sie um Frau Hedwigs Füße gewickelt werden. Die Decke war nicht neu, das sah man sofort, sie war leicht abgenutzt und verblichen. Alle Mitreisenden würden sofort sehen, daß sie schon auf so mancher Fahrt gebraucht worden war. Das Paar reiste nicht das erste Mal, nein, keineswegs — das konnte ja jeder an der Decke erkennen!

Gleichgültig, als tue er das täglich, öffnete Herr Fieber den Koffer, um die schicksalsreiche Decke herauszunehmen. Er hoch die Zeitungen hoch, die obenauf lagen, sein Gesicht bekam einen unsicheren Ausdruck.

„Hör mal, Heddy", sagte er so fest wie möglich, „hör mal, wo kann denn die Reisedecke sein?"

Frau Heddy sah auf die sonnenglitzernden Wellen und antwortete sehr ruhig: „Sie liegt obenauf im Koffer. Du hast sie selber hineingelegt."

„Nein, ich gab sie dir", sagte ihr Mann. Erinnerst du dich denn nicht?"

„Nein, mein Lieber, weißt du denn nicht — wir standen im Eßzimmer..."

„Ich legte sie auf das Bett vor dich hin", stellte Herr Fieber fest.

„Nein, es war im Eßzimmer, und ich sagte noch zu dir: Vergiß nicht die Reisedecke! Du hast..."

„Meine Liebe, ich weiß doch..."

„Ja, glaubst du denn, ich weiß nicht, was ich tue?"

Die Sonne schien, ein frischer Wind wehte über der See. Die ganze Reise hindurch wehte er eben so frisch. Herr und Frau Fieber saßen in ihren Liegestühlen und hatten geliehene Decken um ihre Füße gewickelt. Aber als sie heim kamen, schenkten sie die feine, karierte Reisedecke, die sie im Vorraum fanden, Tante Klara. Als Dank dafür, daß sie ihre kleine Brita während ihrer ersten und letzten Reise betreut hatte.

Posten 804.

Skizze von **Roland Betsch.**

Das Bahnwärterhaus 804 liegt draußen im Kiefernwald an der Schnellzugstrecke, über die der Nord-Süd-Expreß donnert. Bahnwärter Schütt steht vierzig Jahre hier und läßt den beflügelten Stahl an sich vorüberrollen. Heute ist etwas Besonderes: da steht der Bahnwärter, der Posten 804. Tobias Schütt mit Namen, in der Zeitung. Vierzigjähriges Dienstjubiläum. Das wird draußen im Bahnwärterhaus gefeiert, wo eine Schar frischgewaschener Menschen in Sonntagskleidern in die enge Wohnstube gepfercht ist. Sie reichen die Zeitung herum und zeigen mit den Knollenfingern auf die Stelle, wo der Tobias Schütt abgedruckt ist. Er selbst, Schütt, steht dabei und hat ein faltiges Schmunzeln im Gesicht. Sie trinken Weinkrüge leer, wischen die Schnauzbärte und trampeln über die frischgescheuerte Diele. Weibsvolk kreischt. Einer hält eine täppische Rede und läßt den alten Mann hochleben. Da ist auch noch ein Enkelkind, ein rechtes Bürschlein von sechs Jahren, naseweiser Nachzügler und Nestquack. Der plappert ein Gedicht herunter, das der Lehrer vom Nachbardorf zusammengeflickt hat. Schütt ist gerührt und reibt sich Wasser aus den Augen. Er will was erwidern, aber es geht nicht; geht wahrhaftig nicht. Wenn er anfangen will, stößt ihm aus Verlegenheit der Wein auf, und seine hilflose Geste wird fast komisch. Er muß jetzt übrigens hinüber auf seinen Posten. Der Personenzug 1871 ist fällig. Als er ins Freie tritt, atmet er auf; ihm ist gewaltig heiß, denn er hat ein bissel viel Wein getrunken, und daran ist er nicht gewöhnt.

Der Naseweis, der Bub, kommt ihm nachgelaufen, denn die Eisenbahn interessiert natürlich den Bengel. Er darf die Schranken herunterlassen, und dann steht er dabei, stramm und die Nase gekräuselt, und macht eine wichtige Miene, als der 1871 vorbeibraust. Nie hat der Bub so nahe gestanden, wenn der Donner der rollenden Räder kam. Tobias Schütt fährt ihm mit der schwieligen Hand über den Scheitel, und wie er so in den weichen Kinderhaaren herumwühlt, hat er plötzlich eine unklare Vor-

stellung, einen drückenden, quälenden Gedanken, dem er selbst keine Form geben kann. Ihm graust vor irgend etwas.

Im Haus ist jetzt lärmender Trubel. Der Tabakqualm hängt stickig im Zimmer. Und das Weibervolk, das Weibervolk! Bahnwärter Schütt geht hinein wie in einen Schlund. Sie trinken und rauchen, und das Getöse ihrer Stimmen schwillt heftiger an. Schütt ist wahrhaftig ein wenig benommen zumute. Er hat rote Flecken an jenen Stellen, wo die Backenknochen vorstehen, und seine grauen Augen werden verschwommen: In einer halben Stunde kommt der Expreßzug, denkt er und schaut auf die große Taschenuhr. Die Zahlen glotzen ihn an; er verwechselt die Zeiger. In einer halben Stunde kommt der Expreßzug, denkt er. Er wartet noch ein Weilchen, und dann drückt er sich heimlich, denn er will noch ein wenig Luft schnappen.

Verdammt eng hier im Hals, verdammt eng; und im Kopf ein Rumoren wie von Güterzügen. Er geht allein hinüber, streicht mit schwach wankenden Schritten zwischen den Kiefernstämmen hindurch und setzt sich dann vor dem Bahnwärterhaus auf die alte Holzbank.

So sitzt er jetzt still und eingesunken, und über ihm steht groß und aufdringlich die Zahl 804. Da wird es wunderbar ruhig und wohltuend. Man ist zu alt zum Weintrinken und Brasilrauchen und zum Lärmen; müde wird man. Aber da kommen jetzt die Herren von der Generaldirektion, kommen geradewegs auf ihn zu. Sie stecken merkwürdig steif in ihren schwarzen Anzügen und weißen Stärkehemden. Du lieber Herr, sie wollen zu ihm, zu Tobias Schütt, dem Schrankenwärter 804. Gratulieren wollen sie und bringen am Ende das silberne Verdienstkreuz. Schon stehen sie vor ihm, da fliegen sie mit einemmal mit furchtbarem Krachen und Donnern in die Luft.

Der Bahnwärter fährt hoch, reibt sich die Augen, denkt blitzschnell: ich war eingeschlafen! Und sieht in der gleichen Sekunde dieses: der Junge, der naseweise Bengel, der Nestquack, läßt gerade die Schranke herunter. Ein schweres Lastautomobil, besetzt mit Bauernweibern, hält mit kreischenden Bremsen kurz vor dem herabfallenden Schlagbaum. Der Expreß, furchtbar und dämonisch, eine strichartige, teufelhafte Erscheinung, geistert unter betäubendem Donnern vorüber. Baumblätter und kleine Papierfetzen werden nachgewirbelt.

Tobias Schütt steht und lauscht dem Rollen nach, das langsam verklingt. Da hat der Bub die Schranken schon wieder hochgezogen, und das Lastauto mit dem schimpfenden Chauffeur fährt über die Gleise. Tobias Schütt will denken und kann nicht. „Nichts passiert!" murmelt er wie eine Meldung in den Bart. „Alles glatt, alles glatt!" Mit der flachen Hand fährt er durch die Luft. „Alles glatt! Nichts passiert! Nichts!" Jetzt kommt er zu dem Jungen, tastet ihm wieder durch die Haare und weiß plötzlich, wovor ihm gegraust hat. „Geh' rüber", spricht er heiser, „und sag, daß ich gleich komme."

Dann stolpert er ins Bahnwärterhaus, setzt sich und kritzelt etwas ins Streckendienstbuch. Bleibt dann unbeweglich und immerfort grübelnd. Vierzig Jahre nichts, denkt er, vierzig Jahre nichts, und jetzt beinahe — —! Wie ein Riese steht das Unglück vor ihm, das verhütet worden ist. Ja, wie ein Riese steht es da. „Alles glatt!" sagt er immer wieder, „alles glatt!" Aber der Riese weicht nicht.

Jetzt kommt vom nahen Dorf auch noch der Gesangverein. Sie wollen ihm ein Ständchen bringen. Sie schleichen sich heran, sammeln sich leise und unbemerkt hinter dem Postenhaus 804, und dann geht es plötzlich los, vom Lehrer gedichtet und komponiert. Sie blähen die Kehlen. Die Adamsäpfel hüpfen. Mächtig klingt es aus:

„— — noch manches frohe Jahr,
Dem Jubilar! Dem Juuubilaaar!"

Stille. Einer geht hinein. Tobias Schütt, Schrankenwärter 804, sitzt am wackeligen Tisch mit aufgestütztem Kopf. Vor ihm liegt das Streckendienstbuch.

Er ist tot.

Gang ins Feld.

Skizze von Lilli Langerhaus.

Es war Sonntag. Die mächtigen Glockentöne, die das Ende des Gottesdienstes verkündeten, hatten sich weiter und weiter über die stillen Felder geschwungen und waren endlich ganz verhallt.

Klaas Sternholt kam mit langsamen, festen Schritten den von Rädern und Hufspuren zerrissenen Weg entlang, der gleich hinter der Schule von der Dorfstraße abzweigt. Er trug einen begrünten Zweig, den er von der Hecke gerissen hatte, in der Hand und betrachtete die Felder. Die Wintersaat war zwei Handbreiten hoch, während die anderen kürzlich bestellten Äcker braun aussahen und einen guten frischen Geruch aussandten.

Aber es war nicht die Saat, derentwegen Klaas Sternholt heute ins Feld ging. Er mußte etwas Wichtiges mit sich ausmachen, und nicht nur mit sich allein. Er hatte den Hof erst seit wenigen Wochen, erst, seit sein Vater neulich vom Heuboden gestürzt und an den Folgen des Sturzes gestorben war. Nun galt es, eine wichtige Angelegenheit zu beschließen, und Klaas hätte gern den Rat seines Vaters dazu gehabt.

Er stellte sich vor, der Alte ginge mit seinem steten Schritt neben ihm und sie redeten zusammen über sein Vorhaben.

„Vater", sagte der Junge, „ich muß jetzt heiraten. Ich kann mich nicht mehr allein behelfen. Wenn du noch lebtest, würde ich es mir ja noch überlegen. Aber ohne dich ist jetzt kein Fertigwerden."

Er hielt inne und glaubte zu hören, wie sein Vater zustimmend brummte. Er redete weiter: „Ich dachte, ich müßte mich nun im Dorf umsehen; denn es paßt doch nicht jede auf unseren Hof.

„Was meinst du, soll ich hinauf zu Rodegasts gehen und sie fragen, ob ich Annelis haben kann? Das ist eine Flinke und lustig dazu; du wirst es ja gemerkt haben, daß ich sie schon immer gern mochte."

Während Klaas Sternholt das alles vorbrachte, fühlte er schon, daß es mit dieser Heirat nichts werden würde. Der Vater war ja nie sehr damit einverstanden gewesen, wenn der Sohn sich mit Annelis abends traf.

Klaas fing an, schneller zu gehen. Es tat ihm leid, daß er Annelis nicht haben sollte. Aber der Vater hatte gewiß recht. Eine Bäuerin mußte von selbst Ordnung halten, sonst verkam der Hof.

Jedoch, eine Frau mußte er nun einmal haben. „Und dann, Vater, wäre da die Lore. Wir sind im gleichen Alter, und sie kriegt allerhand mit; der Alte ist mit seiner Brennerei der reichste Mann im ganzen Mühltal. Und du hast mir immer gesagt, man müßte sehen, daß man durch eine gute Heirat vorwärtskäme."

Wieder hielt der junge Bauer inne und wartete auf die Zustimmung. Aber es schien ihm, als wäre der Vater mit dieser Heirat noch weniger einverstanden.

„Natürlich weiß ich, daß der Alte trinkt", sagte Klaas, „und die Mutter schilt und schreit Tag und Nacht. Ja, ich merke schon, du bist dagegen, daß ich nach Dore freie.

Aber wen soll ich denn sonst nehmen? Käte, die du mir früher gern hast geben wollen, will den Müller heiraten, und — und . . .

Da wäre höchstens noch Lisbeth. Aber Du kannst doch nicht erwarten, daß ich Lisbeth nehme? Ihre Eltern haben das schlechteste Land, und es sind sechs Kinder. Was kann sie da schon an Mitgift bekommen?

Es ist wahr, sie verstehen die Wirtschaft. Die Felder sind bei ihnen immer gut gejätet, das Holz ist ordentlich geschichtet und der Hofraum aufgeräumt. Und sie verstehen sich aufs Vieh — besonders Lisbeth. Immer, wenn ich hinkomme, lerne ich dort etwas Neues und Gutes.

Also, Vater, dann will ich Lisbeth heiraten."

Klaas nahm die Mütze ab und trocknete sich die Stirn; er hatte eine schwierige Auseinandersetzung hinter sich, aber nun war alles klar und befriedigend gelöst.

„Ich wußte doch, daß Vater mir helfen würde!" sagte Klaas Sternholt, als er heimging.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg